

tfestival tzeitung

Hinten hui, vorne pfui

„Dunkel lockende Welt“ von Händl Klaus:
vor und hinter der Bühne. **Seite 3**

Schwitzen im Talentemobil

Junge Dramatiker auf Achse. Mit Text und
Campingtisch im Caravan durch Berlin.
Eine Reportage. **Seiten 4/5**

Gut und Böse


Die israelische Schauspielerin und Auto-
rin Eynat Baranovsky über Werte und
Tabus im Theater. **Seite 6**

DAS BLATT ZUM THEATERTREFFEN 2006 – AUSGABE 2 – DONNERSTAG 11. MAI 2006

WWW.FESTIVALZEITUNG.DE



Nina Urban (Probenfoto)

 Eine Kooperation der Berliner Festspiele, der Berliner Zeitung und der Universität der Künste Berlin.
Gefördert durch die Kulturstiftung des Bundes und unterstützt durch die BMW Group.



Paulus Ponzak

EDITORIAL

Oberflächlich. Bissig. Eitel. Unbeweglich. So sei er nun mal, der Theaterkritiker, schrieb einst Peter Zadek, als die Kollegen von der ZEIT ihn einluden, die Kritiker zu kritisieren. So ähnlich klingt es meistens, wenn die Macher mit den Rezensenten – nun ja, abrechnen, anders kann man das nicht nennen. Über Alfred Kerr, den großen Kerr, schrieb Robert Musil einst bissig, der Kritiker zeichne sich durch die Fähigkeit aus, Recht zu behalten. Das Verhältnis zwischen denen im Scheinwerferlicht und denen im Dunkeln ist also gespannt, nicht erst seit der Schauspieler Thomas Lawinky dem Kritiker Gerhard Stadelmaier seinen Block entriss und dadurch eine Art Skandal auslöste. Beliebt ist es auch, dem Kritiker entgegenzuhalten, dass er eigentlich selbst gern auf der anderen Seite mitspielen würde, dazu aber – wahlweise – zu untalentierte sei, zu gebildet, zu selbstverliebt oder einfach nur zu feige. Na und? Wenn der Kritiker ein besserer Intendant, Regisseur oder Schauspieler wäre als die Intendanten, Regisseure und Schauspieler, hätte er womöglich seinen Beruf verfehlt. Hauptsache, er ist der bessere Kritiker. Anderen journalistischen Professionen bleibt dieser Vorhalt übrigens erspart. Kein Fußballtrainer fordert vom Sportreporter, sich erst einmal in der Viererkette zu bewähren, bevor er deren Versagen bemängelt; kein politischer Journalist wird aufgefor-

dert zu beweisen, dass er besser regieren kann als die Kanzlerin, bevor er sie kritisiert.

Also, verehrte Theatermacher, lernt mit der Kritik zu leben, in dieser Festivalzeitung und auch sonst! Nehmt die Kritik ernst, aber auch nicht zu wichtig. Genießt die Bravos des Publikums und ertragt das Buh des Kritikers. Wünscht euch die Hommage, aber ertragt den Verriss. Ändern könnt ihr ihn ohnehin nicht, den ewigen Kritiker. Theodor Fontane war auch so einer. Als er das Stück eines hoch angesehenen Autors in Grund und Boden schrieb und damit Empörung bei Theatermachern und Publikum gleichermaßen auslöste, antwortete er lapidar: „Schlecht ist schlecht, und es muss gesagt werden.“

Wenn er euch aber doch mal lobt, unser Kritiker, dann bildet euch nichts darauf ein. Schließlich ist er doch oberflächlich. Eitel. Unbeweglich.

Uwe Vorkötter

Chefredakteur der Berliner Zeitung

Theatrale Kannibalen

TERMINE

Aufzeichnung von
Diskussion I

„Dogmen des alten Theaters:
Oder die Rückeroberung der
Wirklichkeit“

14. + 19. + 24. + 29. Mai
jeweils 21.40 Uhr
ZDFtheaterkanal

Diskussion II

„Dogmen des Geldes:
Geist ist geil – ansonsten sparen wir uns das ganze Theater“

Di 16. Mai, 19 Uhr
BMW Markenschaukasten
Kurfürstendamm
(mit Einladung)

Diskussion III

„Dogmen der neuen
Bürgerlichkeit: Wie wollen wir leben?“

Do 18. Mai, 19 Uhr
Haus der Berliner Festspiele
spiegelBAR

„Dogmen des alten Theaters: Oder die Rückeroberung der Wirklichkeit“ hieß die erste Diskussion während des diesjährigen Theatertreffens. Auf dem Podium: tt Jurymitglied Christine Dössel, Regisseur Jürgen Gosch, Spiegel-Kulturchef Matthias Matussek, Regisseur Andres Veiel, Daniel Wetzler von Rimini Protokoll und der Moderator Dieter Moor. Zur Aufzeichnung rollt 3sat mit vielen Scheinwerfern an, und als amuse gueule gibt's erstmal einen Trailer. Der allerdings kommt derart reißerisch daher, dass er den Appetit verdirbt. Bitter schmecken nicht nur voyeuristische Bilder aus Abu Ghraib, sondern vor allem peinlich unreflektierte Vergleiche, mit denen man etwa genanntes Kriegsgefängnis und Goschs „Macbeth“ unter einen Hut zu zwängen versucht, der selbst für einen Schrumpfkopf zu klein wäre. Der besonnene Regisseur findet deutliche Worte: Müll sei da über den Bildschirm gelaufen, dieser Ort im Irak und seine Inszenierung hätten nichts miteinander zu tun, er fühle sich beteiligt an einer pornografischen Veranstaltung. Fassungslos zu Recht! Die Diskussion ist eröffnet. Als Erster stürzt sich Matussek hinein: polternd und aufgeblasen mit sehr viel heißer Luft. Er ist eingeladen, weil er vor einiger Zeit den Popjournalisten Joachim Lottmann ausschwärmen ließ, mal für den ganz normalen Theater-

gänger seine Meinung über das plump als „Ekeltheater“ betitelte Kundzutun. Dass Matussek in Verteidigung des Autors den Kritiker per se als Kannibalen beschreibt, also als einen, der seinesgleichen verspeist, stimmt irgendwie nachdenklich. Wär's doch grad schön, wenn's nicht so wär.

Was eigentlich will man mit dieser Dresche erreichen? Und vor allem: Worüber zerreißt man sich den Mund? Die Frage, ob Theater Wirklichkeit abbilden darf, macht wenig Sinn – in irgendeiner Form tut es das immer. Zwar mag man streiten, ob auf der Bühne Blut und andere Körperflüssigkeiten als vermeintliche Abbilder der Realität fließen sollen; der aggressive Ton der Auseinandersetzung aber zeigt etwas Anderes: nämlich, dass es Besitzansprüche gibt. Ansprüche, das Theater als heilig erhabene Halle, als museale „Textverwahranstalt“, wie Christine Dössel kritisiert, zu konservieren. Aber ist es nicht Ort der Auseinandersetzung mit dem Leben? Das Theater ist ein eigenständiger Freiraum zur Betrachtung der Welt. Ein Raum, in den jeder sein gelebtes Leben einbringen kann. Ein Raum, der vom Regisseur verteidigt werden muss, wie Andres Veiel betont. Jürgen Gosch ist inzwischen gegangen. Sein Stuhl ist leer: theatrale Freiraum! Bleibt die Frage, wie er in Schrumpfköpfen Platz findet.

Lilian Ascherfeld



Nina Urban

Jürgen Gosch und
Daniel Wetzler

Händl Klaus: „Dunkel lockende Welt“ von den Münchner Kammerspielen

Hinter der Bühne

Eigentlich müsste auch hier Platz sein für Stühle. Hier, zwischen Zügen und Eisenstangen. Hier, wo die Männer große Hände haben. Hier, in der dunklen und lockenden Welt hinter der Bühne. Hier, wo die Illusion entsteht.

Inspizientin Barbara findet diesen Ort viel schöner als die Bühne. Es ist zu erahnen, warum. Draußen wirken die Schauspieler selbst beim Schlussapplaus noch angespannt. Hier lächeln sie, freuen sich. Hinten Kindergeburtstag, vorne Aufnahmeprüfung. Wiebke Puls testet noch einmal die Schwämmchen. Welcher quietscht am schönsten an ihren Zähnen? Selbst dabei hat Puls eine Präsenz, die sie wie ein Lichtspot in Szene setzt. Sie umarmt jeden Techniker: „Toi toi toi“ und widmet selbst mir einen zurückhaltenden Winkegruß. Sie strahlt voller Spiellust.

Und los. Nach den ersten Kommandos fällt Barbaras Funkgerät aus. Sie ist hier die Regisseurin. Sebastian Nübling neben ihr kann nicht helfen. Nervös kaut er Gummi, schmunzelt, starrt durch einen Bühnenspalt und macht sich viele Notizen.

„Wand links. Go! Rechts. Go!“, flüstert Barbara ins Mikrofon, und die Schiebewände schlagen gegeneinander. Zufriedenes Nicken. Dann stellen sich Gerhard und sechs andere Männer an die Handkonterzüge und schauen zu Barbara. Handzeichen! Mit Leichtigkeit heben sie 1420 Kilogramm Wand. Die Gegen-

gewichte machen es möglich. In ihrem Hinterkopf lauern 986 Menschen, die merken würden, wenn etwas hakt.

Gundi Ellert kommt hinter die Bühne getrippelt, sagt mit zitternder Stimme „Ich sterbe“ – und rennt auf die andere Seite. Alle blicken ein bisschen verwundert. Aufregung? Spiel? Gespielte Aufregung? Ellert muss gleich wissenschaftliche Vorträge über Pflanzen und Photosynthese halten. Wiebke Puls kommt von der Bühne, legt das Schwämmchen weg, setzt eine Sonnenbrille auf und nimmt einen wüstengroßen Schluck aus einer Wasserflasche. Alles muss schnell gehen. Sie will wieder raus. Eine innere Notwendigkeit treibt sie an.

Plötzlich erlischt das Licht auf der Bühne. Aus! Gemeinsames, tiefes Durchatmen. Nübling ist am deutlichsten zu hören. Wie ein Beruhigungsmittel verlangsamt der Applaus den Puls.

Nachdem sich die Schauspieler ihren Beifall abgeholt haben, gehen Nübling und sein Team auf die Bühne. Auch der Autor Händl Klaus ist dabei. Als sie zurückkommen und sich alle umarmen, duckt Klaus sich fast etwas weg. Ihm ist es sichtlich schwer gefallen, raus zu gehen. Einen Moment später drückt er jedoch alle umso fester an sich. Hier ist es einfach schöner und sicherer. Hier, in der dunklen, lockenden Welt hinter der Bühne.

Tim Meyer



Vor der Bühne

„Die Pflanze“, referiert sie, „streckt sich nach dem Licht“. Mit morscher, kreischender Stimme doziert sie über Phototropismus und Phytocrome, während Tochter Corinna im Türrahmen lehnt und sich angeödet an den mitgebrachten Blumen zu schaffen macht. Und an einem dunklen Geheimnis. Corinna nämlich hat kürzlich ihren Freund umgelegt – einen Schweizer, von dem nichts blieb als ein kleiner Zeh, der in der ehemaligen Wohnung herumliegt und sich als corpus delicti verdächtig macht. Ihre Mutter Mechthild, deren botanisches Monologieren unterdessen zum Exzess gerät, soll sich des belastenden Zehs annehmen und schreitet daher nochmals zum Haus des Vermieters.

Ein drolliges Personal bevölkert die „Dunkel lockende Welt“ des jungen Autoren Händl Klaus, der eigentlich Klaus Händl heißt, aus Tirol stammt und bei seinem Gastspiel in Berlin nicht nur seines geschraubten Namens wegen, sondern auch ob dieses Häufchen Schabernacks für allerhand Erstaunen sorgt. Neben Gundi Ellert als Mechthild stakst Wiebke Puls als hinreißend überspannte Corinna im knappen Kleidchen mit Sonnenbrille und opulenter Fönfrisur in seiner dunkel lockenden Welt umher. Jochen Noch windet sich als Wohnungsvermieter Joachim durch das Opus – ein schmieriger Typ, der seine notgeile Verklemmtheit hinter einem Faible für Philosophie zu verbergen sucht. Für

einen Griff unter den Rock würde er nichts unversucht lassen. Geschmeidiger, schleichender Gang, den Hintern eingekniffen, zwischen den hängenden Schultern ein trotteliges Gesicht. Sein brauner Anzug schmiegt sich dem übrigen Inventar an, den Holzpaneelen, die lückenlos das Bühnenrund bilden, dem altmodischen, roten Sessel, den nach Größe geordneten Kaffeekännchen, der Urne mit der Asche seiner Mutter. Und überhaupt: der Tod. Unentwegt wird hier vom Jenseits geschwätzt und von allerlei Sorten des Sterbens, bis sich zeigt, wie tief alle miteinander verstrickt sind: in der erregten Banalität ihres Sprechens, im ständigen Aneinandervorbeireden, der Belanglosigkeit ihres Daseins, ihrer Spießigkeit, Hysterie und Sehnsucht nach magischen Orten, nach Rausch und Bedeutung. Regisseur Sebastian Nübling ist ohnehin von dem Sog dieser Bedeutungslosigkeit ergriffen und kann all dem nur einen reichlich seichten, wenig verlockenden Zugriff abgewinnen: Er präsentiert eine überdrehte Jagd nach der Pointe mit herzhaftem Slapstick, schnippisch schwingenden Henkeltaschen, einer Soße aus Bossa Nova, Busengetätschel und allem, was solide gemachtes Boulevardtheater zu bieten hat. Warum das seinen Weg zum Theatertreffen finden konnte, bleibt dunkel.

Anja Lachmann

Strippenzieher für Wiebke Puls

Aufzeichnung der Inszenierung aus dem Haus der Berliner Festspiele

Sa 20. Mai, 20.15 Uhr, 3sat

Raus aus dem Haus

Unterwegs in Berlin mit Wohnmobil, Campingtisch und Manuskript. Vier junge Dramatiker verlassen ihre einsamen Schreibzimmer und lernen schon nach einer Stunde Entscheidendes. Eine Reportage von Karin Kontny

Sie sind bleich und zu viert. Eine junge Frau, drei Männer. Kurz nach zehn am Bühneneingang vor dem Haus der Berliner Festspiele. Mit noch müden Augen blinzeln sie in die Sonne. Schriftsteller sind sie, und gemeinsam mit John von Düffel, Autor und Dramaturg, werden sie auf Reisen gehen. Weg vom Schreibtisch. Rein ins Stadtleben mit dem tt talentemobil, eine silberne Arche auf Rädern. Elf Meter lang ist der amerikanische Caravan. „Alle einsteigen!“ ruft der Fahrer aus dem Bauch des Ungetüms den Wartenden zu. Für die nächste Stunde wird der Campingwagen im Riesenformat die vier noch eher unbekanntenen Dramatiker Simone Kollmorgen, Dirk Laucke, Sven Lange und Jannis Klasing mit ihrem Leiter Düffel wie Fische in einem Aquarium durch die Stadt lotsen, um sie eine Stunde später am Tiergarten wieder auszuspucken.

Der Duft von Kaffee schleicht durch die Talente-Arche. Eine Bus-Assistentin serviert. Im Heck des Mobils macht es sich die Gruppe in einer hellgrünen Wildledersitzecke um einen Campingtisch bequem. So gemütlich es auch aussieht – ein Betriebsausflug wird es für die vier Schriftsteller zwischen einundzwanzig und Mitte dreißig nicht werden. „Wir sind zum Arbeiten hier“, erklärt John von Düffel und rückt seine Nickelbrille zurecht. Die Geste eines Dramatikers.

Die Tour mit dem Wohnmobil ist ein Workshop im Rahmen des Stückemarktes des Berliner Theatertreffens. Die Möglichkeit, eigene Texte vorzustellen und zu diskutieren. Auch ganz persönliche, in denen viel vom Autor selbst zu lesen ist.

557 Stücke wurden in diesem Jahr zum Stückemarkt eingesandt. Aus allen Texten wählte die Jury sechs aus, die in einer szenischen Lesung vorgestellt werden. „Besonders hervorhebenswert“ befand die Jury außerdem sechs weitere Einsendungen. Sie werden in keiner szenischen Lesung präsentiert, an ihnen wird nun im Wohnmobil weitergedichtet. Vier Tage lang, verteilt auf zwei Wochenenden, dürfen die Dramatiker mit Düffel an den Texten werkeln. Düffel und die anderen Mitstreiter sind vorsichtig kritisch. Schließlich geht es ja um das „Allerheiligste“ des Schreibers. Steht im Workshop-Programm.

„Jeder von Euch muss wissen, was er schreiben oder sagen will.“ Natürlich, denn „dass der Text und das, was Ihr meint, auch für

Während Düffel spricht, schiebt sich eine Kaffeetasche Zentimeter für Zentimeter über den Tisch.

andere deutlich ist, ist gerade am Theater entscheidend“. Meint Düffel. Die Vier in der Sitzecke nicken.

Jannis Klasing, mit einundzwanzig der jüngste Teilnehmer, hat „Fremdkörper“ mitgebracht. Ein Stück über einen, der an nichts

WORKSHOP

Beim Dramatikerworkshop gehen sechs junge Autorinnen und Autoren in Klausur und arbeiten mit dem Dramaturgen und Autor John von Düffel an ihren Texten, die sie zum Stückemarkt (siehe Seite 7) eingereicht haben. Zu ihnen gehören Catherine Aigner, Dirk Laucke, Sven Lange, Christina Kettering, Jannis Klasing und Simone Kollmorgen. Die Workshop-Ergebnisse der Teilnehmer werden an einem Abend zum Thema „Mein Allerheiligstes in 5 Minuten“ präsentiert.

Minidramen der Autoren: Mo 15. Mai, ca. 22 Uhr im Anschluss an den Stückemarkt III Haus der Berliner Festspiele



MONOLOG



Frank Kurt Schulz

Kollektive Thrombose

Im Grunde passiert kaum etwas in Tschichows „Iwanow“ (11. Mai, Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz): Eine stoische Spaßgesellschaft hat sich vom Leben zurückgezogen und verharrt in Langleweile. Der verschuldete Intellektuelle Iwanow versinkt in Selbstmitleid, seine Frau Anna stirbt und seine geplante Hochzeit mit der jungen Sascha kommt nie zustande.

Sir Henry, der für Dimitter Gotscheffs Inszenierung die Musik schuf, hat für den Stillstand ein musikalisches Pendant gefunden:

»Das Stück kommt mir wie die negative Seite von Gemütlichkeit vor: wie Weihnachten in einem süffigen, überhitzten Raum; alles scheint rötlich, und Céline Dions Christmas Album rotiert im CD-Player. Eine Version der Hölle, aber vor allem ein Zustand der Blockade, der Unbeweglichkeit – wie bei einer Thrombose. Ich übertrage das in Schnulzen-Motive von „My heart will go on“ aus „Titanic“ oder in Motive von Puccini, die ich neu kreiere.

Bei den Vorstellungen sitze ich in der ersten Reihe und lasse die Musik in ihrer Grelle über den standardmäßig eingebauten MIDI-Synthesizer meines Laptops laufen. Das gab es in der Theatermusik so noch nie. Schauspiel und Musik sind in „Iwanow“ gleichwertig. Durch die Schnulzen-Variationen entsteht ein musikalischer Kosmos aus den Erlebnissen der Zuschauer. Die Musik offenbart dem Publikum, wovon es sich täglich berieseln lässt. Sie deutet als Zeigefinger auf die geistige Thrombose.«

aufgezeichnet von Melanie Fuchs

mehr glaubt und darum an der Welt wahnsinnig wird. Ein langer Monolog. Fünf eng bedruckte Seiten Manuskript, in dem er die Bilder des Wahns schildert. Singende Sägen. Ein Klopfen am Wannrand. Die Straße im Dunkeln. Der Stapel mit Kopien des Stückes, das für eine fünfminütige Aufführung gedacht ist, liegt zwischen Milchtüten, Filzschreibern und Kaffeetassen auf dem Tisch. Mit Stiften nehmen sich die Vier den Wahnsinnstext vor, während der Bus in Richtung Potsdamer Platz tuckert. Eine Blaskapelle intoniert blechern „Das ist die Berliner Luft, Luft, Luft“. Im Talentemobil beugen sich Jannis' roter Haarschopf und die blonden und braunen seiner Mitstreiter über die Seiten. Ruhe und Konzentration sind die heiligen Regeln. In einem Caravan besonders.

Eigentlich sollte er die jungen Dichter an Kultorte des Theaters fahren. Eine Pilgerreise, schließlich steht das diesjährige Theatertreffen unter dem Motto „Konzil“. Irgendwie hat diese Idee nicht funktioniert. Die Fahrt zu den Kultorten im lärmenden Bus geriet zu lang für die Pilgerer, die ungestört über den Texten brüten wollten. Doch wohin mit dem von einem Verlag gemieteten Talentemobil und der Idee, aus der Schreiberklausur auszubrechen? So sitzen sie weiter in einem Bus, in dem es klappert. Die Schubladen am Küchenbuffet aus Chrom springen auf. „Ich will noch mehr Perspektiven in den Text einbauen, mehr Dialoge. Der Sprechenden Person ein Gesicht und einen Gegenspieler geben“, formuliert Jannis seine erste Erkenntnis und versucht gegen den Buslärm anzukämpfen, „der Text ist sonst vor Publikum schwer aufführbar“.

Jannis schreibt, sagt er, seit er denken kann. Vor allem Kurzgeschichten. Ein Schreibworkshop in Hamburg vor fünf Jahren war die Initialzündung. Die ersten Stücke für das Theater entstanden, als Jannis sechzehn war. Beim Dramatikerworkshop des Theatertreffens ist er jetzt zum ersten Mal dabei. „Zusammen an meinen Texten zu arbeiten, bringt mich weiter“. Sagt es, runzelt die Stirn und schenkt sich ein Glas Wasser ein, „man kann aus den eigenen Fehlern und denen der anderen lernen.“

Ein Privileg, das allein schreibenden Autoren selten vergönnt ist – das wissen alle Talente im Wohnmobil.

„Weil Theatertexte von anderen interpretiert werden, müssen sie klar sein“ erklärt John von Düffel. Grundlagen für die Theatermacher von morgen. Während Düffel spricht, schiebt sich eine Kaffeetasse Zentimeter für Zentimeter über den Tisch. Eine scharfe Bremsung des Busses, und ihr Inhalt schwappt über einen Manuskriptstapel. Wird Zeit, dass die Talente wieder festen Boden unter die Füße bekommen. Nächster Halt: Tiergarten. Die Stühle mitnehmen und ab in die Sonne! Etwas Farbe im Gesicht hat noch keinem Schriftsteller geschadet.

John von Düffel wurde 1966 in Göttingen geboren und wuchs in Derry / Nordirland und South Dakota auf. Er arbeitete als Filmjournalist und Theaterkritiker und begann 1993 seine schriftstellerische Tätigkeit. Parallel dazu war und ist er Dramaturg an mehreren deutschen Bühnen – zur Zeit am Thalia-Theater in Hamburg.



Oliver Paul

SPIELORT

Aus Münchner Sicht:

Das Nichts dominiert Dimiter Gotscheffs „Lwanow“-Inszenierung. Wohlgeemerkt auf der Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz, denn davor kracht das pralle Leben, an diesem Frühlingsabend unter dem Schutz von Fernsehturm und Park-Inn-Hotel. Zum Beispiel in der Alten Schönhauser Straße, westlich des Theaters, wo sich Szene-Gastronomien wie „Blaues Band“ und „Modellhut“ mit kleinen Boutiquen mischen. Red Snapper an Artischocken-Ravioli: Niemand soll mit Anton Tschechows berühmten letzten Worten „Ich habe schon lange keinen Champagner mehr getrunken“ nach Hause gehen müssen. Heute wird geprasst, wo Häuserinschriften wie „Elternhaus“ oder „Volkssolidari-



Frank Kurt Schulz

tät“ von der Vergangenheit erzählen. Es darf handfester sein? Die Bierstube „Alt-Berlin“ links ums Eck in der Münzstraße verspricht: „Das schönste aller Dinge, ein schneller Schluck bei Heinz und Inge“. Alt, neu, Ost, West sind in Mitte keine Gegensätze. Direkt neben dem Wirtshaus vom Baujahr 1893 wirbt der hippe Klamottenladen „American Apparel“ für politisch korrekte „T-Shirts mit gutem Gewissen“. Für politische Korrektheit mag auch der PDS-Partei Vorstand im Karl-Liebknecht-Haus sorgen, aber der Mensch lebt nicht von Politik allein. Also schnell noch ins thailändisch-vietnamesische Restaurant „Ho Vang“ in der Rosa-Luxemburg-Straße, hoch gelobt von der lokalen Presse und besonders preiswert. Und dann: Nichts wie in die Vorstellung!
Petra Schönhöfer

Befriedete Zone

Junge Theaterschaffende aus 20 Ländern beim Internationalen Forum des tt06.

Unter ihnen: Schauspielerin und Autorin Eynat Baranovsky aus Israel.

Eynat, in einer Kurzbiografie schreibst Du von Deinem Wunsch nach etwas Größerem. Ist das ein religiöses Motiv?

Nein. Meine Großeltern sind 1935 nach Israel emigriert. Ihr eigenes Leben war ihnen wichtig, aber wichtiger war das große, gemeinsame Ziel. Heute gibt es solche Ziele nicht mehr. Wir führen ganz normale kleine Leben.

Du schreibst vom „Krieg zwischen Gut und Böse“. Was ist das Gute, was das Böse?

Das ist eher etwas Persönliches von mir. Zum Beispiel die Filme, die ich gerne sehe, sind Action- und Science Fiction-Filme, da ist alles klar. Ich denke, dass wir diese Klarheit verloren haben. Dadurch, dass man so viele Möglichkeiten hat, wird die Orientierung schwer. Nehmen wir „Star Wars“: Die Jedis sind gut und das Empire ist schlecht. Ich kann nicht sagen, dass ich ein Jedi bin und wer das Empire ist. Nein. Es geht nur um Phantasie. Ich wollte einen Bereich im Leben finden, wo man Phantasie noch spürt.

Das läuft auf eine Utopie hinaus ...

Ich möchte keine Utopie auf die Bühne stellen. Als Schauspielerin kannst du nicht wählen, du bekommst eine Rolle. Als Autorin kann ich wählen, was ich sagen will: Die Liebe siegt. Wir sind in einer Zeit, in der wir keine richtigen Werte haben. Man hat alles gemacht und alles gesehen. Die einzigen Werte, die uns noch bleiben, sind Menschlichkeit und Liebe.

Gibt es im israelischen Theater Tabus?

Keine offiziellen. Aber wenn wir ins Theater gehen, wollen wir nicht verärgert werden. Meiner Meinung nach sollte man auf der Bühne nicht zeigen, was man nicht voll und ganz machen kann, Morde zum Beispiel, aber das ist auch kein Tabu.

Wie fandest Du „Macbeth“ von Gosch?

Da stehen nicht Schauspieler auf der Bühne, da steht ein Regisseur und sagt: Schaut her, ich bin ein Genie. Lasst das! Entweder ein Regisseur nimmt ein Stück und sagt: „O.K., ich mag dieses Stück, es ist gut“, dann braucht man es nicht so sehr zu dekorieren. „Macbeth“ ist eine Geschichte, die funktioniert schon seit 400 Jahren. Irgendwie kommt es mir so vor, als ob es im deutschen Theater keine Geschichten mehr gibt, sondern nur noch Ästhetik.

Gäbe es diese Inszenierung in Israel?

Nein, niemals. Das Publikum würde es nicht ertragen. Sieben Nackte auf der Bühne – dafür müsste es wirklich einen guten Grund geben.

Ein „bürgerlicher“ Geschmack der Zuschauer?

Ein zarter. Zart ist das richtige Wort. Das israelische Theater beschäftigt sich mit persönlichen Themen, aber weniger mit dem gegenwärtigen Konflikt. Um über den Nahostkonflikt etwas zu schreiben ist es noch zu früh. Es fehlt die Distanz.

Warum sind europäische Theaterstoffe für das Publikum in Israel attraktiv?

Wir passen sie nicht unserer Situation an, trotzdem sagt das Publikum: „Hey! Wir haben ein klassisches Stück gesehen!“ Tischgespräche über Antigone, als Statussymbol – auch für die Theatermacher.

Aus Israel hören wir von Selbstmordanschlägen und Vergeltungsakten. Besitzt die Atmosphäre der Angst nicht eine Aktualität, die auf die Bühne gehört?

Ich fahre nicht mit dem Bus, denn ich habe Angst. Im Café schaue ich mich ständig um, ob alles in Ordnung ist. Aber man zwingt diese Angst nicht in die Stücke hinein.

Du hast die hebräische Bühnenfassung von „Aimée und Jaguar“ gemacht, eine deutsch-jüdische Frauenliebe im Dritten Reich. Wie wird das Stück in Israel rezipiert werden?

Ich erwarte positive Reaktionen. Mindestens ein Stück jährlich dreht sich um den Holocaust und die Menschen der Zweiten Generation.

Gibt es Gastspiele von israelischen Ensembles in den Autonomiegebieten, einen Personal- oder Wissenstransfer?

Transfer existiert nicht. Jüdisch-arabisches Theater gibt es in Jaffa und in Ramallah, wo europäische Stücke zu sehen sind, zum Beispiel von García Lorca. Die Menschen in Gaza kämpfen um ihr Leben, deshalb wäre Theater zu spielen ein Luxus.

Debattiert man in Israel über die Frage, was das Theater der Gesellschaft zurückgibt? Wie ist seine öffentliche Förderung zu rechtfertigen?

Auch in Israel will die Regierung Mittel kürzen. Gleichzeitig aber nutzen 40 Prozent der Bevölkerung das Theater, es ist keine kulturelle Marginalie, viel ergiebiger als die Filmszene, in der es jährlich höchstens zehn Produktionen gibt. Vor Jahren hieß es in Israel, Theater sei eine tote Kunst. Trotzdem behält es seine immense Bedeutung. Was wir der Gesellschaft zurückgeben, sind Werte: Menschlichkeit, Moral, Liebe. Das ist die große Leistung von Theater, für zwei Stunden aus dem eigenen Leben herauszutreten und zu sagen: „Genauso habe ich geliebt, genauso habe ich gehasst, und diesen Neid kenne ich auch.“ Und mich dann zu fragen: „Habe ich es richtig gemacht?“

Das Gespräch führten Nico Schrader und Leonie Wild.



Nina Urban

Eynat Baranovsky
(Jahrgang 1971):
„Wir sind zart.“

Hohlraum, Hinterhof, Herz

Beim Stückemarkt wird „Licht frei Haus“ szenisch gelesen – geschrieben hat es der Berliner Autor Thomas Melle.

„Ich bin wohl etwas aus der Zeit gefallen“, sagt Thomas Melle und schaut ratlos auf den Kalender in der Küche, der immer noch November zeigt. Seine Wohnung spiegelt die letzten Monate, in der sie nur als Sprungbrett zwischen äußerer Wirklichkeit und Textwelt gedient hat. Ein Luftzug weht Rechnungen hinter das Sofa, durch das offene Fenster dringen Geräusche aus dem Hinterhof, dem Schauplatz seines neuen Stücks „Licht frei Haus“. Ein liebloser und grauer Durchgangsort, wie es viele gibt in Berlin. Hier treffen vier Figuren aufeinander, die sich in ihrer Randexistenz eingerichtet haben: ein Rentner, eine Witwe, eine schwangere junge Frau und ein dichtender Gelegenheitsjobber. „An sein Sofa gelehmt, wartet man auf Wolken“, so beschreibt eine Figur die Lage. Zunächst beäugt man einander misstrauisch und schimpft durch die Gegensprechanlage, doch mit der Zeit entsteht eine unfreiwillige Schicksalsgemeinschaft, die das Vertrauen in den Staat längst verloren hat. Das bekommt ein Sozialarbeiter zu spüren, der die idyllische Misere aufbrechen will und Veränderung fordert – einen Heimplatz für den verwahrlosten Rentner, bessere Lebensbedingungen für das erwartete Kind. Doch die Hausbewohner verteidigen ihr Revier im Abseits. Geeint durch den gemeinsamen Feind entwickeln sie eine Solidarität, die kurz vor dem Abriss des Hauses als neue Möglichkeit des Zusammenlebens aufscheint.

Eine Sozialutopie? Das Wort sei ihm zu stark, sagt Melle, ihm liege nichts an Moral. Ihn interessiere die Verzahnung des Einzelnen mit der Gesellschaft und dem Staat. Das Stück ist als erster Teil einer Tetralogie angelegt; der zweite mit dem Titel „Haus zur Sonne“ wurde im Januar am Theater Erlangen uraufgeführt. Obwohl Thomas Melle das Milieu kennt, das er beschreibt, sind seine Dialoge nicht dem Alltag abgehört, sondern in einer Kunstsprache verfasst. Allerdings nicht so stark verfremdet wie in manchen Texten von Martin Heckmanns, mit dem er mehrmals als Ko-Autor zusammengearbeitet hat, zum Beispiel für „Vier Millionen Türen“, 2004 im Deutschen Theater uraufgeführt.

Zur Theaterarbeit angeregt wurde er auf dem Jesuiteninternat in Bonn, wo er seine ersten Stücke schrieb und inszenierte. Nach dem Abi folgte das Studium der Komparatistik und Philosophie, von Tübingen ging er nach Texas und belegte Kurse in Creative Writing. Dort lernte er das Werk von William T. Vollmann kennen, das ihn so faszinierte, dass er den Roman „Huren für Gloria“ ins



Nina Urban

Deutsche übertrug und für den Übersetzerpreis der Leipziger Buchmesse nominiert wurde.

Die Aufzählung von Projekten, an denen der knapp Dreißigjährige schon gearbeitet hat, macht deutlich, dass er manchmal geradezu manisch produktiv ist. „Es gibt Zeiten, in denen ich sehr schnell schreiben kann. Und dann liege ich wieder nur herum.“ Gerade in Berlin, wo er seit 1997 lebt, sei die Gefahr besonders groß, sich in Projekten zu verlieren.

Thomas Melle spricht schnell und sprunghaft, und es ist nicht immer einfach, seinem Gedankenstrom zu folgen. Einmal sagt er, Schreiben sei etwas Zwanghaftes, etwas, das man sich nicht vornehmen könne. Dann sagt er, „Licht frei Haus“ habe er gezielt geschrieben, um einen Preis zu gewinnen, um nicht mehr als Werbeteiler arbeiten zu müssen und sich aufs Schreiben konzentrieren zu können. Er habe genug davon gehabt, für seine Texte nur Lob und Interesse, aber keine Förderung zu erhalten. „Ich habe mich überall beworben und bin überall knapp gescheitert. Manchmal dachte ich, warum mache ich das, meine Festplatte ist voll von Texten, die keinen interessieren.“ Doch nun überwiegt die Aufbruchsstimmung; bald zieht er um und lässt den Hinterhof im Prenzlauer Berg hinter sich, in dem jedes Geräusch einen Nachhall bekommt. Oder wie es in „Licht frei Haus“ heißt: „Jedes Schmatzen, jedes Stöhnen wird zum Geschrei in diesem Hohlraum, egal ob wir ihn Hinterhof nennen, oder, entschuldige, Herz.“

INTERVIEW

Yvonne Büdenhölzer, geboren 1977, leitet seit 2005 den Stückemarkt beim Theatertreffen. Sie studierte Germanistik und arbeitete als Regie- und Dramaturgieassistentin. Elena Philipp sprach mit ihr:

Wie kommt die Auswahl der Texte für den Stückemarkt zustande?

Wie die Jury des Theatertreffens haben wir keine festen Auswahlkriterien. Jeder Juror hat seinen Favoriten. Themen spielen eine Rolle, aber auch, was einen berührt oder ob der Autor eine Liebe zu seinen Figuren entwickelt. In der Jury sind Theatermacher unterschiedlicher Profession: Autoren, Regisseure, Dramaturgen. Sie alle lesen die Stücke anders. Ich achte mit darauf, dass die Auswahl stimmig ist. Die Texte sind in diesem Jahr formal nicht so unterschiedlich, sie sind handwerklich gut gemacht; inhaltlich aber sind sie sehr vielfältig. Das reicht von der Milieustudie über ein theatrales Videospiel bis zur surrealen Phantasie. Wir können keinen Überblick über die zeitgenössische Dramatik geben, sondern wir wollen einzelne, starke Stimmen hervorheben.

Welche Erfolge zeitigt der Stückemarkt?

Unser Ziel ist es, Autoren zu entdecken, sie zu fördern und ihre Stücke an Verlage und Bühnen zu vermitteln. Viele Autoren berichten, dass der Stückemarkt für sie den Durchbruch bedeutete. Oliver Schmaerings „Seefahrerstück“ etwa wurde im letzten Jahr zum Stückemarkt eingeladen; das Neue Theater Halle war schon zuvor interessiert, entschied sich aber erst nach der Nominierung für das Stück. Es ist eine schöne Aufführung geworden, und ich bin stolz darauf, dass sie sogar in der Diskussion für das Theatertreffen war. Das ist besonders erfreulich, weil so selten zeitgenössische Autoren eingeladen werden. Da macht es Freude, sich durch 557 Stücke zu lesen.

Im Stückemarkt präsentieren seit 1978 Nachwuchsautoren ihre Texte erstmals einem Publikum. Teilnehmer waren bislang etwa Thomas Brasch, Volker Braun, John von Düffel, Elfriede Jelinek, Albert Ostermaier, Roland Schimmelpfennig oder Einar Schleaf. Seit 2003 können sich auch nicht-europäische Dramatiker bewerben. Unter 557 Einsendungen wählte die Jury in diesem Jahr sechs Dramen aus.

Stückemarkt-Termine:

- I: Do 11. Mai, 19.30 (Thomas Freyer, Thomas Melle)
- II: Fr 12. Mai, 19.30 (Anders Duus, Tomo Mirko Pavlović)
- III: Mo 15. Mai, 19.30 (Nikolai Khalezin, Paul Jenkins)
- Dramatikersalon: So 14. Mai, 17.00 (mit Händl Klaus, Falk Richter und Roland Schimmelpfennig)



Nina Urban

Irene Grüter

GAST



Michael Reh

Lilo Wanders über Diven:

Als Maria Callas sich vor einem Flug nicht sicher war, ob sie die Decke für ihren Hund Toy eingepackt hatte, wurde die Abfertigung der Maschine für Stunden gestoppt, bis die Decke in einem der vielen Koffer der Diva gefunden wurde. Und niemand hat sich über die Verzögerung beschwert. Chanson-Sänger Tim Fischer im Frühstücksfernsehen. Die Moderatorin blickt ihren Gast bemüht flockig an und fragt: „Herr Fischer, wären Sie lieber eine Frau?“ Tim antwortet: „Nein, eigentlich nicht, schon wegen der Tage“ und bewegt sich zum aufgebauten Flügel. Marlene Diétrich lud gern beim Dinner ihren Tischnachbarn für später auf ihr Zimmer. Sie kannte zwei Pflichten der Frau: dem Manne dienen und dafür sorgen, dass dieser nicht mit den möglichen Folgen behelligt wurde. Welcher Mann aber in den Genuss ihrer Dienste kam, entschied sie ganz allein. Die Diva: lasziv wie ein Raubtier, verehrt aber unnahbar, kann sie alles sagen ohne etwas von ihrem tiefsten Kern preiszugeben und hält ihre Anbeter auf Distanz. Die Diva wohnt nicht nebenan, sie hat Stil. Sie ist nicht an irdische Dinge gebunden. Sie ist eine Göttin, solange sie an sich selber glaubt. Ihre Launen und Absonderlichkeiten haben nichts mit menschlichen Unzulänglichkeiten zu tun, und aus dem Umgang mit ihr lassen sich keine Rechte auf sie ableiten. Alles, was die Diva tut und sagt, ist tief empfunden. Diva-Sein sitzt in den Genen und ist manchmal schmerzhaftes Amtsausübung. Die Diva löst Sehnsucht aus. Dem Himmel sei Dank, dass sie nur selten vorkommt.

Bootsfahrt auf der Spree – mir macht man doch nichts vor. Ich komme schließlich vom Rhein, dem Vater aller deutschen Flüsse. Genauer, vom Mittelrhein, einem Stück Weltkulturerbe. Mich auf einen Spreekahn zu verfrachten, ist in etwa so, als würde man jemanden mit Hochseepatent auf dem Gartenteich schippern lassen. Ha. Ich stolziere bei herrlichem Wetter an Bord.

Okay, schwankt schon ein bisschen beim Ablegen. Ich lehne mich möglichst großspurig, aber doch wie zufällig über die Reeling. Dabei grinse ich meine Kollegen überlegen an. Kann ruhig jeder sehen, dass ich mich zu Hause fühle. Eine Spreefahrt, die ist lustig! Museumsinsel, Reichstag, Lehrter Bahnhof – groß und berühmt ist hier fast alles, und was neu ist, war besonders teuer. Mich beschäftigt etwas anderes. Statt auf die Sehenswürdigkeiten starre ich in die morastige Brühe: Nur mal angenommen, wir würden kentern, wie schnell würde ich die andere Seite erreichen? Gerade, als wir die CDU-Bundeszentrale passieren, beginnt es, gefährlich in meinem Magen zu rumoren. Klar, zu wenig gefrühstückt. Ich mache es wie die rotgesichtigen HSV-Fans

auf dem Oberdeck, die alle große Seebären sind, dafür habe ich einen Blick, und bestelle Bier. Rumoren im Bauch wird aber nicht besser, stelle ich Nähe Willy-Brandt-Haus fest, war auch nicht der leere Magen, und ein Pils hilft nicht wirklich gegen Spreekrankheit. Innenohr meldet Gefahr an Verdauungssystem. Verkrampft grinse ich weiter.

Am Bug des Schiffes stehen fidele Rentner in eierschalfarbenen Windjacken. Sie winken zum Ufer, schwenken Taschentücher, Sonnenhüte, Enkelkinder. Ihr Bild verschwimmt vor meinen Augen. Die haben gut lachen, denke ich, verbraten ihre Pension auf Reisen und sind auf den sieben Weltmeeren quasi zu Hause. Dann kann ich nur noch „Aus dem Weg!“ kreischen.

Nun ist der Magen wirklich leer. Wer hatte noch gleich die Pest an Bord? Spree, oh je. Schon wieder ein Wendemanöver. Landwehrkanal, Kreuzberg, Holzmarkt, endlich retour zur Jannowitzbrücke. Frauen und Kinder zuerst! Ich stoße Kollegen, HSV-Fans, Rentner und Enkelkinder aus dem Weg und erreiche als Erste das rettende Ufer. Fast so schön wie am Rhein. Vor allem vom Land aus.

Petra Schönhöfer

ICH



Thomas Aurin

Mitarbeiter des Tages: Die Wettermacher

... Im Westen heftige Regenschauer bis in die frühen Morgenstunden; im Osten noch trocken, aber am Abend Nebel in den Niederungen ...

Kein Wetterbericht für einen trüben Novembertag, sondern der klimatische Zustand in zwei Stücken des Theatertreffens: Hedda Gabler steht im Regen in der Schaubühne West; Iwanow versinkt im Nebel in der Volksbühne Ost. Entgegen allen unvorhersehbaren thermischen Widrigkeiten in der irdischen Atmosphäre, lassen sich die meteorologischen Elemente des Theaters präzise beherrschen: Wetter per elektronischem Knopfdruck.

Regenmacher an der Schaubühne ist der Bühnenmeister Harald. Er zaubert den nordischen Niederschlag an die Scheiben der Tesmanschen Villa in jeder Vorstellung. Was so einfach klingt, braucht ein kompliziertes System von Schlauchverbindungen, Drehventilen, Regenrinnen und Abflussrohren, damit der Regen auf Stichwort synchron mit dem szenischen Ablauf anfängt und prompt wieder aufhört.

Im Osten tauchen Tschechows verunsicherte Figuren aus den dichten Nebelschwaden auf und – während sie selbstverloren im Wetterleuchten taumeln – harren links und rechts in den Gassen der leeren Bühne die Requisiteure Eike und Bettina der Anweisungen der Inspizientin. Per Drehknopf lassen sie aus dicken Rohren schwere weiße Nebel aus Trockeneis quellen und aus kleinen Kästen feine Hochnebel in den Theaterhimmel ziehen.

Irmgard Berner

Die nächste Ausgabe der tt festivalzeitung erscheint am 13. Mai +++ www.festivalzeitung.de

IMPRESSUM

tt festivalzeitung

Das Blatt zum Theatertreffen, 2. Ausgabe, 11. Mai 2006

Ein Projekt zur Förderung des Kulturjournalismus der Berliner Festspiele in Kooperation mit der Berliner Zeitung und der Universität der Künste Berlin, im Rahmen des Theatertreffens vom 5. bis 21. Mai 2006.
Schirmherr: Prof. Manfred Eichel

Herausgeber

Berliner Festspiele
ein Geschäftsbereich der Kulturveranstaltungen des Bundes in Berlin GmbH, Schaperstraße 24, 10719 Berlin
Intendant: Prof. Dr. Joachim Sartorius
Kfm. Geschäftsführung: Dr. Thomas Köstlin
Projektleiterin: Susanne Utsch, Assistent: Georg Kasch

Berliner Verlag GmbH

Berliner Zeitung, Karl-Liebknecht-Str. 29, 10178 Berlin

Universität der Künste Berlin, www.udk-berlin.de
Weiterbildungsstudiengang Kulturjournalismus
Verena Tafel (Geschäftsführung), 10719 Berlin

Redaktionsteam

Lilian Ascherfeld, Berlin; Irmgard Berner, Berlin
Melanie Fuchs, Berlin; Irene Grüter, Zürich
Karin Kontny, Kirchentellinsfurt; Verena Krebs, München
Anja Lachmann, Zürich; Tim Meyer, Hildesheim
Oliver Paul (Foto), Düsseldorf; Elena Philipp, Berlin
Petra Schönhöfer, München; Nico Schrader, Berlin/Leipzig
Frank Kurt Schulz (Foto), Berlin; Nina Urban (Foto), Steinen
Leonie Wild, Berlin

Redaktionsleitung

Torsten Harmsen (ViSdP), Stephan Lammel (Layout)
Dr. Dirk Pilz (Mentor), Prof. Dr. C. Bernd Sucher (Mentor)

Redaktionsadresse

Universität der Künste Berlin,
Bundesallee 1–12, 10719 Berlin,
Telefon: 030-3185-2084, Fax: 030-3185-2964
E-Mail: festivalzeitung@udk-berlin.de
Internet: www.festivalzeitung.de

Herzlichen Dank an Iris Laufenberg (Leiterin Theatertreffen), das tt team und das gesamte Team der Berliner Festspiele, Frank Giesker (Onlineausgabe), Eva Wendel und Ute Zscharnt (Zeitungsentwurf), Michael Reh, Paulus Ponizak und Thomas Aurin (Fotos)